

Ich wandle nicht allein...

Autor(en): **Sutermeister, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 24

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639284>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 24 — XII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 17. Juni 1922

Ich wandle nicht allein

Von Eugen Sutermeister.

Ich wandle nicht allein,
Zu keiner, keiner Stunde;
Bei Mond- und Sonnenschein
Macht wer mit mir die Kunde.

Und lieg' ich auch zu Haus,
Von tiefem Schlaf umfangen:
Ein Heer geht ein und aus
Und Hände nach mir langen.

Sie flattern um mich her
Und flüstern mir Vergangenes,
Der eine trüb und schwer,
Ein Vöglein, ein gefangenes;

Und mag ich mich ergehn
Auf Höhen und im Gebreite:
Es schreitet ungeteilt
Ein Trüppchen mir zur Seite.

Die Geister sind es, traun,
Von lang schon Abgeschiednen,
Den oft mit Lust und Graun
Empfangnen und Gemiednen!

Der andre süß und traut,
Mir tiefste Sehnsucht stillend,
Der Dritte überlaut,
Mit Reu' und Scham mich füllend. —

So schwärmen Schritt für Schritt
Die Geister um mein Leben;
Nur der ist ihrer quitt,
Dem alles ward vergeben.

Ich wandle nicht allein,
Zu keiner, keiner Stunde;
Bei Mond- und Sonnenschein
Macht wer mit mir die Kunde. —

Die vier Verliebten.

Roman von Felix Möschlin.

24

Er schaute sie voll Freude an: „Ja, ja, nur weiter, sprechen Sie. Es freut mich. Ich habe mich nicht getäuscht, als ich mir so viel Mühe gab, um Sie zu retten. Sie sind ein wertvoller Mensch, ich hab's ja gewußt.“

„Ach, ich bin nicht immer so stolz und stark,“ sagte sie, „ich habe oft recht viel Heimweh nach unserm Haus. Erst jetzt, seitdem ich in einem gemieteten Zimmer wohne, weiß ich, was mir unser Haus gewesen ist. Ich weine dann und wann aus Sehnsucht. Es sind da vor der Türe gegen den Garten zu ein paar ausgetretene Sandsteinstufen. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie wertvoll mir jetzt diese Sandsteinstufen geworden sind. Ich weiß nicht, was ich dafür gäbe, jeden Tag wieder ein paarmal über sie hinwegschreiten zu dürfen. Und im ersten Stod steht ein kirchbäumiger Schrank, ein richtiges Heiligtum, groß und prächtig. Eine ganze Ausstattung hat darin Platz. Ich weiß nicht, was ich für diesen Schrank opfern könnte.“

„Schreiben Sie doch der Mutter; vielleicht überläßt sie ihnen den Schrank.“

„Nein, nein, schreiben tu ich nicht. Es geht auch ohne Schrank. Und ich bin ja jetzt glücklich so weit, daß ich aus jedem Schmerz auch eine Süßigkeit zu loden vermag.

Alles wird mir jetzt zum Segen. Das ist vielleicht etwas prahlerisch gesprochen, aber so empfinde ich es. Und darum schimpfe ich auch jetzt nicht mehr über meine Leiden, seitdem ich weiß, wie viele Wohlthaten aus ihnen wachsen. Und darum eben lächle ich jetzt! Also, adieu, Herr Doktor. Und morgen komme ich wieder her, um bei Ihnen zu arbeiten.“

„Gut, ich werde Ihnen einen tüchtigen Haufen ungeordneter Dinge bereithalten,“ sagte er fröhlich. „Auf Wiedersehn, Fräulein Zumbrunner.“

Sie schritt lächelnd durch den Gang der Poliklinik, machte im Vorübergehen durch ihren Anblick ein paar verbundenen Italienern das Herz leichter und trat dann in die trübe, nahelste Welt hinaus. Der Novemberhimmel über ihr war so traurig gestimmt, daß er Regentropfen weinte, und die Basler gingen in Gummischuhen so leise und unhörbar an ihr vorbei, als sei in jedem zweiten Haus eine Leiche aufgebahrt. Die Hufeisen der Pferde, die sonst so laut auf dem Pflaster klapperten, schienen heute aus Blei zu sein, und die Gloden der Tramwagen hatten den unangenehmen Ton alter, zersprungener Schellen. Martha Zumbunner aber ging lächelnd weiter, und je mehr traurige